

Das Goetheanum

Wochenschrift für Anthroposophie

Begründet von Rudolf Steiner mit Albert Steffen 1921. Von der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft herausgegeben durch Friedrich Hiebel
Redaktion: Martin Barkhoff, Manfred Krüger

67. Jahrgang Nr. 31/32

31. Juli 1988

INHALT

- Dr. Georg Maier: Wege aus der Talsohle – Zur Verwirklichung des Landschaftskunstwerks Goetheanum
Thomas von Känel: Die Wiesen im Goetheanumgelände
Peter Kloeberg: Das Felsli auf dem Dornacher Hügel
Rudolf Bind: Eremitage im Landschaftsgarten
Dr. Jochen Bockemühl: Die Natur braucht Anteilnahme und Hilfe des Menschen
Dr. Jochen Bockemühl: Resümee
... in einem andern Licht: Beitrag von Dr. med. Paul Paede
Otfried Cartellieri: August Macke
Dr. Georg Unger: Sensation oder Durchbruch im Felde homöopathischer Verdünnungen?
Zeichnungen von Hansjörg Palm

Wege aus der Talsohle

Zur Verwirklichung des Landschaftskunstwerks Goetheanum

Georg Maier

Vor einem Menschenalter, in einer Zeit kulturellen Umbruchs, entstanden in rascher Folge die kühnen Bauwerke am Dornacher Hügel, welche die Zeitgenossen damals in helle Aufregung versetzten. Wer heute ans Goetheanum kommt, findet in dem von Rudolf Steiner durch Architektur gestalteten Gebiet zwar viel Sehenswürdiges, aber er wird bemerken, daß die Werke im Detail und im großen gar nicht vollendet sind. Vieles ist noch Provisorium. Gemessen an den privaten und den öffentlichen Einrichtungen des Landes wirkt manches ärmlich, primitiv. Der zweite Goetheanumbau und das Gelände sind immer noch nicht in den Details «gediegen» ausgeführt. Hier kann Neues weiter Fuß fassen.

Der Besucher trifft auch auf andere Menschen: Solche, die den Ort alltäglich aufsuchen. Der Gang oder die Fahrt hierher ist

ihnen zur Lebensgewohnheit geworden. Andere sind begeistert von Entdeckungen, welche sie machen und die sie mit anderen teilen möchten. Manch einen ahnungslosen Touristen wird es hierher verschlagen – welche Eindrücke nimmt er mit? Was findet der von Erwartung erfüllte junge Mensch vor, dessen Leben durch das Studium der Anthroposophie eine neue Wendung nehmen konnte? Offenbar macht ein jeder seine individuellen Erfahrungen.

Es ist keineswegs müßig zu fragen: Wie geht der Zeitgenosse sachgemäß mit dem ihm überlieferten Kunstwerk um? Welchen Einfluß hat ein jeder selbst darauf, was zwischen ihm und dem Kunstwerk entsteht? Entsteht dabei bloß eine Erfahrung, welche auf das Subjekt beschränkt bleibt, oder gestalte ich als Anwesender mit an dessen Wirklichkeit für mich selbst und für die anderen? Wirkt vielleicht jeder, der sich hierhin begibt, am Entstehen desjenigen mit, von dem er meinte, es sei als Werk längst vollendet?

Was geschieht im Innern des Goetheanums? In der Stille der Bibliothek vertieft sich der Lesende forschend in die Nachschrift eines Vortrags von Rudolf Steiner. Im intimen Gespräch versucht ein um Rat Gefragter, Hilfe zu leisten, und bekommt dadurch selbst eine entscheidende Anregung für sein weiteres Streben. Viele vereinigen sich im festlichen Rahmen des großen Saals zur



Aufführung der Mysteriendramen, für welche der erste Bau in erster Linie errichtet wurde. Damit möge nur angedeutet sein, was hier im Innern geschehen kann und soll.

Treffen wir im Umkreis des Baus einen anderen Menschen, so mögen wir uns fragen, auf welche Art er, der einzelne, mit den Tätigkeiten an diesem Ort verbunden ist? Ist er von Erwartung erfüllt im Hinblick auf die Begegnung, auf welche er zugeht und auf die er sich auf lange Sicht vorbereitet hat? Läßt er gerade Erlebtes nachklingen, mit der Absicht, sich in Zukunft damit auseinanderzusetzen? Offenbar schließt sich das Geschehen im Inneren der Bauten an ein Leben in deren Umkreis an. Diesem seelischen Leben im Umkreis kann das Goetheanumgelände dienen, das die Bauten umgibt. In diesem Sinne kann es verstanden werden als Organ eines Organismus. Schauen wir näher hin, so können wir in ihm eine Anlage entdecken, welche für die bezeichnete Aufgabe bestimmt worden ist, wir finden einen Rahmen für die notwendige Ergänzung dessen, was innerhalb der Bauten zu geschehen hat.

Wird das gemeinte ergänzende Geschehen im alltäglichen Betrieb im Umkreis des Goetheanums augenfällig? Wissen die Menschen, welche sich dort bewegen oder sich bewegen lassen, überhaupt von der Möglichkeit, das seelische Leben im Umkreis zu kultivieren? Es scheint geboten zu sein, die Frage nach der Beziehung zwischen der physischen Ausgestaltung des Kunstwerks und ihrer aktuellen Erfüllung aufzugreifen. Zu dieser hat sich Rudolf Steiner anlässlich einer Beschreibung des Ersten Goetheanums mit einem drastischen und damit unmißverständlichen Bild geäußert: Anspielend auf die Gestalt der Kuppelwölbungen, verglich er den Bau mit der Backform für einen Gugelhupfkuchen. Das Bauwerk selbst sei keineswegs das Kunstwerk, sondern nur dessen Gelegenheitsursache. Denn das Kunstwerk entstehe jeweils neu im tätigen Erleben des anwesenden Menschen, gleichsam als der in der Backform gar werdende Kuchen (3. Juli 1918 und 29. Juni 1921). Könnte nicht Entsprechendes für die innere Erfüllung des Geländes gelten?

Die Lage des Goetheanums in der Landschaft

Wer sich etwa von Basel her, dem Birstal entlang, dem Goetheanum nähert, wird einen sehr deutlichen Eindruck seiner Hanglage gewinnen. Diese ist bedeutsam: Bevor überhaupt von einem Bau in dieser Gegend die Rede war, am 23. Oktober 1909, gebraucht Rudolf Steiner das Bild der Hanglage zwischen Gipfeln und Talsohle, um den geistigen Standort der Anthroposophie zu bezeichnen. Der Menschen Alltag spiele sich gleichsam in der Talsohle ab. Dort bewegen sie sich im engen Kreis von Dorf zu Dorf, durch Straße und Straße, durch Auen und Wälder. Ihre Aufmerksamkeit bleibt am Nächstliegenden haften, an den Einzelheiten. Entsprechend bilde sich dort ein geistloses Natur- und Menschenbild aus, eine Anthropologie. Auf den hohen Gipfeln, wo der Gott zum Menschen spricht, entstehe im Gegensatz dazu Theosophie. Zwischen ihr und der rein naturwissenschaftlichen Sicht möchte Anthroposophie sich ansiedeln: Die Weisheit, die der Mensch spricht. Anthroposophie hält die Beziehung zur Talsohle aufrecht. Sie ist selbst der erneuerte naturwissenschaftliche Impuls des Zeitalters. So hilft sie uns, das Dasein im eigenen Leib geistig real zu verstehen. Sie möchte zur Erneuerung irdischer Kulturverhältnisse den Anstoß geben. Sie möchte dem Menschen helfen, den Zusammenhang mit den Höhen herzustellen.

Immerhin steht der Bau in einer Ausebnung auf einem dem Abhang vorgelagerten Rücken und erscheint unmittelbar von der Birs her als oben, «auf dem Hügel» stehend. Der Höhenunterschied vom Bahnhof Dornach-Arlesheim her beträgt zwar wenig mehr als 60 m. Wer da aufsteigt, kommt jedoch nicht umhin, zu bemerken, wie er sich dabei innerlich erwärmt. Zugleich legt er einen Weg zurück, auf welchem er sich innerlich vom bloß Alltäglichen erhebend auf die Fragen besinnen kann, die sich mit dem Ernstnehmen anthroposophischer Gesichtspunkte bei ihm einstellen. Sie sind ihrem Wesen nach auf den Boden einer intensiven inneren Wärme angewiesen. Der Aufstieg wird real-symbolisch zum notwendigen Vorgang der inneren Einstimmung. Ein Teil



des gemeinten Höhenunterschieds kann innerhalb des Geländes selbst zurückgelegt werden. Von Südwesten her führt der «Felsliweg» mit einer ganz besonderen Wegführung vom Speischaus zum Hauptportal im Westen des Goetheanums.

Wege zu Fuß

Vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, als die Pläne für Erschließung und Gestaltung des Goetheanumgeländes entstanden, war das Motorfahrzeug wenig verbreitet. Auf den Plänen finden wir den großzügig angelegten Felsli-Fußweg als eigentlichen Zugang zum Goetheanum. Weiterhin ist die Allee vor dem Westportal angelegt, welche am Rondell am später hinzugekommenen Haus Duldeck ihren Abschluß findet.

Wir können versuchen, aus der Anlage dieser Wegführungen herauszulesen, was sie als Rahmen für das wirkliche Begehen demjenigen bieten, der sich auf ihnen bewegt. Das heißt nichts anderes, als dasjenige zu studieren, was im menschlichen Gemüt beim Begehen entsteht. Dieser Vorgang ist weiterhin in den Zusammenhang zu bringen, der damit sich ergibt, wenn wir die Wege nicht am Portal enden lassen. Nicht die Kriterien der «Talsohle», sondern solche der «Hanglage» sind zu entwickeln.

Um zu verdeutlichen, was mit dem «Ablesen» gemeint ist, wenden wir uns zunächst an die Gestaltung der Portale durch Rudolf Steiner. Hier verdichtet sich, was in ausführlicher Art auf dem Zugangsweg zu erfahren ist. Zu den Eingängen seiner Bauten führt jeweils eine Treppe aus einigen Stufen hinauf. (Wer am Südportal, dem alltäglich gebrauchten Zugang zum zweiten Goetheanum, nur noch eine einzige Stufe vorfindet, möge sich fragen, ob hier den Alltagskriterien der Talsohle nachgegeben worden ist? Zum Südportal des ersten Baus führten fünf Stufen.) Im Aufsteigen konzentriert sich die Aufmerksamkeit. Jeder Schritt bergauf erfordert eigene Anstrengung. Hier wird offenbar, was es heißt, selbst verantwortlich einer Begegnung zuzugehen, die biographisch real genommen wird. Unsere Füße tragen uns unserem Schicksal entgegen – und gerade in diesem Fall ist dafür gesorgt, daß wir nicht von einer äußeren Kraft geführt werden. Nach dem bewußt beschrittenen Aufgang fällt man nicht «mit der Tür ins Haus». Wenn wir uns von einem Besucher an der geöffneten Türe eines solchen Portals wieder verabschieden, sollten wir ganz besonders darum besorgt sein, daß er beim Abstieg auf die Treppenstufen nicht ins Stolpern kommt. Denn der Blick hinaus durch die geöffnete Türe bringt Weite, der Weg führt ins Unbestimmte. Absteigen heißt, sich einem Naturvorgang zu überlassen, nämlich der Tendenz der Körper, nach unten zu streben. So wird Abstieg zur Hingabe an die äußere Welt. Gemessenen Schrittes aufsteigend, sind wir ein wenig «älter», als wir sind. Beschwingt herabsteigend, fühlen wir uns gleichsam von geborgter Jugendkraft «verjüngt».

Wanderungen durch Gebirge geben uns die Gelegenheit, noch intensiver in die gemeinte Bewegung einzutauchen. Im Aufstieg ist der Blick vor allem auf den vor uns liegenden Hang gerichtet. Wir bemerken einzelne Gegenstände, lassen unsere Aufmerksamkeit aber nicht von ihnen fesseln. Sie richtet sich auf die Art, wie das Gelände begangen werden will. Es ist, wie wenn wir es im voraus betasteten, abspüren würden, ob unser Tritt von seiner Festigkeit, seiner Rauigkeit oder seinen Unebenheiten gehalten werden wird. Nur noch die Ballen und Zehen sind am Gehen beteiligt. Sie empfinden die Qualität des Untergrundes, und wir vermeiden es peinlich, ihn zu stören, ihn in Bewegung zu bringen.

Die genußreichsten Partien eines Abstiegs führen die Falllinie hinunter durch steile Hänge aus feinem Geröll. Mit jedem Schritt pflügt der Absatz des Bergschuhs den Schutt. Vom Naturvorgang getragen, empfindet sich der Abwärtsgleitende fast wie im Fluge. Er achtet nicht mehr darauf, was er dabei anrichtet. Er schwebt gleichsam in die vor ihm übersichtlich ausgebreitete Szenerie hinein.

So folgt jeweils die Betätigungsweise der Glieder dem Rahmen, der von der Steigung des Weges vorgegeben ist. Das Seelenleben ist innig mit dem Charakter der eigenen Betätigung verbunden. Denn es ist die Seele, welche ihre Beine dirigiert. Es ergibt

sich die Frage: Finde ich im Aufstieg zu einer dem Zugang zum Bau gemäßen inneren Einstimmung? Und ist es angemessen, einer absteigenden Wegführung zu folgen, wenn ich scheide?

In obigen Andeutungen kann eine gewisse Verwandtschaft des Wechsels von Aufstieg und Abstieg gesehen werden mit dem Rhythmus, an den unser Leben so streng gebunden ist, nämlich mit dem des Atmens. Auch hier wechseln sich, meist unbemerkt, einander entgegengesetzte Gesten ab, die Goethe behutsam charakterisiert hat: «Im Atemholen sind zweierlei Gnaden ... Drum danke Gott, wenn er dich preßt, und danke ihm, wenn er dich wieder entläßt.» In ebensolcher Art können wir uns in der über das Alltägliche erhobenen Sicht durchs Gehen in unseren Beinen konkret mit der erfahrenen Geistigkeit vereinigt wissen.

Wenden wir uns nun zum Gehen in der Ebene. In dasselbe mischen sich in feiner Art Fallen und Steigen, auslaufende Bewegung und erneuter Impuls (Johannes Kühl, 1985). Lange Strecken legt der Wanderer von diesem Rhythmus getragen zurück, ohne mehr auf jeden seiner Schritte achten zu müssen, aber auch ohne von einer ihm äußerlichen Kraft transportiert zu werden. Die Welt steht ihm offen. Ausgeglichenes Gehen unterstützt auf unaufdringliche Art manch ein Gespräch. Wenn es ernster, eindringlicher werden möchte, verlangsamt sich die gemeinsame Bewegung, bis zum Stehen, und schon kann es beendet werden, indem sich die Wege wieder trennen.

Durch den Sonnenschein zum Erklängen gebrachte Partitur

Wenigstens andeutungsweise möchte ich die obige, auf das Gehen des Menschen und damit auf seine «unteren Sinne» bezogene Betrachtung ergänzen durch einen Hinweis auf die Welt der Gerüche, der Farben, der Wärmeempfindungen, ja sogar der Töne. Wie gliedern sich diese in den Lageplan ein?

Beide Goetheanumbauten wurden streng symmetrisch zu ihrer Ost-West-Achse gestaltet. In ihrer geometrischen Form gliedern sie sich nicht nach dem durch die Qualitäten Nord-Süd gegebenen Spannungsverhältnis. Die räumliche Symmetrie wird real durch die unterschiedliche Wirksamkeit der Sonne zu beiden Seiten des Geländerrückens aufgehoben. Die Sonne bringt die Atmosphäre um den Bau zum Erklängen, die sie im Tageslauf und im Jahreslauf am Gelände hervorruft: So gliedert sich das Gelände nach Licht und Schatten, Wärme und Kühle, trockenen und feuchteren Orten, und alle diese Qualitäten tragen dazu bei, daß eine differenzierte Pflanzenwelt aufwachsen kann. Wie Licht und Schatten auf den subtilen Formen des zweiten Baus ein Spiel der Verwandlungen hervorrufen, so kann eine Vegetation entstehen, deren Farben und Formen laut vom Zusammenhang mit dem Umkreis zu sprechen bereit sind. Sie möchte in ihren Düften Beachtung finden. Sie läßt eine Insektenwelt aufleben, welche im Schmetterlingsflug des Sommers ihre Krönung findet. Anekdotenmaßen wird in der Gegenwart das Goetheanumgelände immer mehr zur Insel einer an Kräutern reichen, vielfältigen Pflanzenwelt, in welcher diese rar gewordene Atmosphäre sich entfalten darf. Dies wird nur möglich dank der ausdauernden und bewußten Pflege, welche das Gelände erhält. Es wird da systematisch darauf hingearbeitet, eine lebendige Ausdrucksfähigkeit für den Zusammenhang zwischen Himmel und Erde zu fördern. Es darf angemerkt werden, daß eben darin das Streben der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise besteht, die vom Goetheanum ausgegangen ist.

Im Innern des Baus findet sich die Polarität Nord-Süd in demjenigen Bereich, in welchem sie sich notwendig ausbilden muß: in den geschliffenen farbigen Fenstern des Großen Saals. Auch diese, sagt Rudolf Steiner, sind nicht selbst Kunstwerke. Sie sind gleichsam Partituren, auf Grund welcher das Kunstwerk erklingt, wenn die Sonne hereinscheint. Wie sich dieses Hereinscheinen auf der Süd- und Nordseite auf gegensätzliche Art verwirklicht (im Norden am schönsten durch den Widerschein der beschneiten Landschaft), so sind in ihren Motiven die Fenster einander inhaltlich gegenübergestellt. Das Kunstwerk kommt also zustande aus der gleichen Bildkraft, die sich im Gelände draußen in einer lebendigen Atmosphäre manifestieren möchte.

Vom Beschreiten der Allee

Unmittelbar als westliche Verlängerung der Symmetrieachse des Goetheanums schließt sich die gerade, nur wenig abfallende, breit angelegte Allee an den Vorplatz des Hauptportals an. Zwischen den auf den Bau gerichteten Steinmalen führt die Straße ins nur wenig breitere Rondell. Hier laden die schön gestalteten Bänke als Abschluß zum Ausruhen ein. Von seiner Form her ist das Rondell offensichtlich Wendeplatz, und die Wendung zurück zum Bau bringt den Wandelnden unmittelbar in dessen Bann:



Auf der Wegstrecke zurück zum Portal kann man, soll man schreiten. Der Schreitende wächst im Anblick des Baus in seine aufrechte Gestalt hinein, und neben dieser Erfahrung wird ihm wohl das eigene Vorwärtskommen durch die Landschaft kaum noch bemerkbar sein. Durch die große Breite des Weges und durch die schon immer gegebene Gleichmäßigkeit der Bepflanzung kommen hier keinerlei ablenkende Akzente in Betracht.

An den beiden Seiten des Hauptportals führen im Bogen großzügige Treppen zur Terrasse empor. Diese bleiben fast stets verschlossen, so daß der Zusammenhang der Allee mit der Terrasse verborgen bleiben muß. Werden sie in Betracht gezogen, wird die Anlage der Allee mit einem Male verständlich: Wie die Terrasse, ist auch die Allee eben zu begehen. Wie der Bau, ist die Allee streng an die Symmetrieachse gebunden. Sie bleibt dessen Fortsetzung ins Gelände hinein. Wer sie beschreitet, der entfernt sich noch nicht aus dem inneren Bereich. Er begibt sich auch nicht voll ins lebendige Geschehen, das die Sonne hervorruft. Hier kann ein ruhiges Gehen zwischen den ausgedehnten Aufenthalt zum Atemholen dienen. Während sich auf der Terrasse und dem Vorplatz des Portals lebhaft Gespräche, frohes Wiederfinden und Festestrubel entfalten, so kann sich der einzelne im Abschreiten der Allee innerlich aufrichten.

Der Felsliweg als Zugang zum Bau

Es gibt, strenggenommen, nur einen einzigen Ausgangspunkt für den Zugang zum Bau, nämlich den Platz vor dem Kaffee- und Speisehaus. Denn hier beginnt die Mulde im Südwesten des Goetheanums, und durch diese hat der Ankommende den besten ersten Blick hinauf zum Bau. (Diese Mulde kommt zustande, indem der von Osten nach Westen verlaufende Rücken, auf welchem das Goetheanum steht, am Rondell nach Süden abbiegt. So entsteht von Nordwesten her kein entsprechender Ausblick, zumal die vorgelagerte Bastion der Rudolf-Steiner-Halde den Bau verdeckt.) In die Mulde hinein führt dann auch die südliche Zufahrt, der Rüttliweg. Naheliegender wäre es nun, schnurstracks auf das Ziel loszugehen. Der Felsliweg weicht aber nach dem ersten Ausblick nach links ab, und es beginnt der Aufstieg auf einem weit ausholenden Bogen, der durch die verschiedensten Lagen, durch die verschiedensten Beziehungen zur Sonne hindurchführt. Dieser Bogen folgt der Krümmung des Rückens, und der Westhang, den der Weg nun durchquert, liegt an deren

Westen, zugleich aber liegt die Welt des Alltags in den südlichen Ausläufern der Agglomeration Basel unter uns. Wir steigen aus ihr hinauf. Wie ein Tor nimmt uns oben ein Wäldchen auf. Schon sind wir unterhalb der zum Relief erweiterten Umfassungsmauer des Rondells. Erste Blicke zum Bau öffnen sich. Wir sind in den inneren Bereich eingetreten. Im Weitergehen wechseln die Ansichten zum Bauwerk, das sich dadurch als Raumgestalt offenbart. Zuletzt erreichen wir den Vorplatz des Hauptportals von Norden her – genau von der dem ersten Ausblick entgegengesetzten Seite. Nach Möglichkeit ist auf der gesamten Strecke eine



gleichmäßige Steigung eingehalten worden. Innerlich angemessen vorbereitet, treten wir ins Hauptportal ein.

Sind wir bereit, dem scheinbaren Umweg zu folgen? Kündigt er nicht bereits vor dem Eintritt durch das Portal an, daß hier tatsächlich die Gewohnheiten der Talsohle nicht mehr tragen, daß der kürzeste Weg hier bereits zu umfangreichen Umwegen, ja zum gänzlichen Verlust des Ziels führt?

Vom Verwirklichen des Kunstwerks heute

Die oben gegebenen Andeutungen wirken reichlich wirklichkeitsfremd, wenn wir sie an dem am Hügel vorzufindenden Alltag messen. Insbesondere durch die durch Jahrzehnte schleichend zunehmende Gewohnheit, die Fortbewegung mittels der eigenen Gliedmaßen zu vermeiden, scheint für die allermeisten der Zugang zu Fuß nicht mehr aktuell zu sein. Zaghafte Versuche, den Motorfahrzeugverkehr und das Parkieren wenigstens in geordnete Bahnen zu lenken, sind fehlgeschlagen. Das Kunstwerk kann sich weder von seiten der Menschenseele noch von seiten der lebendigen Atmosphäre gesund ausbilden. Die Umtriebe, der Lärm, die Verunstaltung des Geländes durch Motorfahrzeuge, haben ein Maß erreicht, gegen welches die hier gemeinte Kultur nicht aufzukommen vermag. Die Bräuche in der Hanglage unterscheiden sich nicht sichtbar von denen der Talsohle. Die Zwischenstellung der Anthroposophie zwischen Gipfel und Tal kann aus dem Auge verloren werden. Der Unkundige kann zum mißverständlichen Ergebnis kommen, es ginge hier allein darum, im Innern Gipfelniveau anzustreben. Dann wäre aber der anthroposophische Impuls theosophisch verfremdet.

Die Lebensbilder aus dem Alltag des Goetheanumgeländes dienen als Auskunftsmittel über die Stellung der Anthroposophie zu der im Niedergang begriffenen Zivilisation der Talsohle. Wird es uns gelingen, diese Bilder umzuwandeln in «Lichtblicke» für die Suchenden? Es liegt an uns, recht bald den Menschen unmißverständlich, das heißt durch die Tat, zu zeigen, daß wir am Goetheanum das Kunstwerk in der Gegenwart für die Zukunft verwirklichen.

Literatur:

Johannes Kühl (1985): «Zur Mechanik des menschlichen Gehens» I, II. *Elemente der Naturwissenschaft* 42, 43.

Rudolf Steiner (1909): *Anthroposophie, Psychosophie, Pneumatosophie*. GA 115.

Rudolf Steiner (1918): in GA 181.

Die Wiesen im Goetheanumgelände

Thomas von Känel

Mitteleuropa war vor der römischen Besiedlung ein dichter Urwald, der nur ganz wenig von der Urbevölkerung schon gelichtet worden war. Durch die Christianisierung und das Sesshaftwerden der germanischen Völker entwickelte sich eine bäuerliche Kultur, durch Beweiden der Wälder durch das Vieh, durch Roden und Pflügen entstand aus dem monotonen Urwald eine reichgegliederte Landschaft.

Nutzungsformen und Wiesentypen

Aus den unterschiedlichen Nutzungsformen und unterschiedlichen Klimata und Bodengrundlagen entstanden die verschiedenen Wiesenpflanzengesellschaften. Die *Weide* (Almweide) wird in unterschiedlichen Rhythmen von Kühen, Ziegen oder Schafen beweidet. Durch verschiedenes artspezifisches Verhalten, Vorliebe zu bestimmten Pflanzen beim Fressen und die Art des Abbeißen sowie Körpergewicht und Ausscheidungsprodukte und ihre düngende Wirkung (Ausmagern der Wiese durch Schafe zu Schafweiden) entwickelt sich durch das Tier geschaffene Bedingungen eine dementsprechende Pflanzengesellschaft. Die *Streuweise* wird meist im Herbst gemäht und als Streu fürs Vieh im Stall benutzt; diese Wiesen werden vorwiegend gemäht und kaum beweidet, da der Steilhang für das Vieh nicht zugänglich oder zu weit vom Hof entfernt ist; sie haben ihre eigenen Gräser und Kräuter, die einen intensiveren Mährhythmus nicht ertragen. Je mehr gedüngt und genutzt wurde, desto (Pflanzen- und Insekten-)artenärmer wurden die Wiesen. In der modernen Landwirtschaft wurden immer mehr die Mager- und Naturwiesen aufgedüngt und intensiv genutzt.

Verschiedene Wiesenarten ums Goetheanum und ihre Pflege

Die Besucher kennen das Bild von den blühenden Obstwiesen am Goetheanum mit ihren Kirsch-, Apfel- und Quittenbäumen, die den Goetheanumbau umsäumen und in sich aufnehmen.

Das Goetheanum steht erhöht, offen gegen Süden, Westen und Norden; im Osten erhebt sich der Höhenzug des Gempens. Die oberste Erdschicht besteht aus einem Braunerdeverwitterungs-Horizont von fünfzehn bis dreißig Zentimetern, zum Teil über Aufschüttung vom Bau, zum Teil über der originalen Bergsturzmasse mit Jurafelsbrocken (siehe «Felsli»). Wenn wir vom Speisehaus her kommen und von dort den Felsliweg zum Goetheanum gehen, so haben wir gleich zu Anfang zu unserer Rechten die vielfältige Südweise vor uns. Am Fuß dieses Weges in einer Mulde sind feuchte Stellen, wo sich nährstoffreiches Regenwasser sammelt; dort wachsen die feuchtigkeits- und nährstoffliebenden Pflanzengesellschaften mit Bärenklau, Breitblättrigem Ampfer, Englischem Raigras, Wiesenschwingel. Im ansteigenden feucht-trockenen Wiesenteil zu den Nußbäumen wachsen Glatthafer, Goldhafer, Wiesenmargerite, Flockenblume, Hornklee, Ackerwitwenblume, Löwenzahn, Rohrschwingel. In der Mitte der Wiese dominiert ein frisch-feuchter Wiesencharakter; weiter oben tendiert es mehr zu einer ausgemagerten Wiese, so daß andere Blumen wie der Salbei dazukommen.

Im Norden vom Goetheanum, oberhalb vom Glashaus, gibt es eine Wiese, die im oberen Teil schattig-feucht bis vernäßt ist; hier ist ein lückiger Graswuchs mit Wiesenrispe, Rotschwingel und Wolligem Honiggras, Ruchgras; in den Graslücken tritt eine starke Vermoosung auf. Der untere Teil wird mehr besonnt; hier findet sich eine geringere Vielfalt an farbig blühenden Blumen als auf der Südweise. Trotzdem ist der Bestand artenreicher. Unter den Gräsern herrscht das Wiesenrispengras vor, zusammen mit Wiesenschwingel; Glatthafer ist selten. Der Kleine Wiesenknopf ist auffallend häufig. Allgemein überwiegt ein Charakter, den man mit regelmäßigem Beweiden fördern könnte. Diese Wiese

wurde früher von den Bauern für Ackerbau genutzt, was man noch an einer leichten Terrassierung erkennen kann.

Beide Wiesen sind weiterhin stark in Entwicklung begriffen. Dem Heizhaus gegenüber befindet sich eine Kammgraswiese in dem durch Aufschüttung und Planierungen nicht betroffenen Teil, in der sich vor einigen Jahren in den angefeuchteten Stellen die Kuckucks-Lichtnelke angesiedelt hatte und die sich weiterhin ausbreitet.

Im Osten vom Goetheanum, bei der Keplerwarte, liegt eine kleine südwestorientierte Trockenwiese. Hier durchstoßen die Kalkfelsen die Grasnarbe. Es herrschen ähnliche Bedingungen wie für eine Magerwiese. Diese wurde noch bis vor sechs Jahren von der Gärtnerei öfter gedüngt und seitdem nicht mehr. Inzwischen verbreitet sich die Aufrechte Trespe zusammen mit Kammgras, Ruchgras, Glatthafer und Goldhafer. Hier kann sich mit den Jahren eine artenreiche Trespenwiese entwickeln, wie sie früher im Jura weit verbreitet war. In diesem Jahr sind wir nun dazu übergegangen, die Wiese nicht mehr dreimal, sondern nur noch zweimal zu mähen, in der Hoffnung, daß sich die von Natur aus selten gewordenen Pflanzen dort ansiedeln. Sobald ich die Wiese nur aus wirtschaftlichen Interessen überdüngte, wird sie sich nicht in einer neuen Richtung entwickeln können, die diesem Standort entspricht. Deshalb läßt sich die Entwicklung durch den Zeitpunkt des Mähens und durch die Schnitthäufigkeit lenken. Auf mageren, nicht gedüngten Standorten dominieren späte und vegetativ langsam wachsende Gräser und Kräuter. Die nährstoffliebenden und schnellwachsenden Gräser sind hier nicht vorhanden oder spielen eine untergeordnete Rolle. Diese mageren Wiesen werden nur zwei- bis höchstens dreimal genutzt. Wird intensiv gedüngt, so übernehmen die schnellwachsenden und nährstoffliebenden Gräser und Kräuter den Bestand und dementsprechend häufig kann eine Vier- bis Sieben-Schnittnutzung erfolgen.

Bei den Wiesen rund um den Goetheanumbau wird nicht vollständig auf die Düngung verzichtet; man versucht, hier eine spezifische Kompostdüngung anzuwenden, die dem Standort entspricht. Hat sich eine dem Standort entsprechende Wiesengesellschaft entwickelt, so kommt auch noch eine Düngung hinzu, die der Erhaltung dieser Gesellschaft entgegenkommt, da durch das Mähen und durch das Abfahren von Gras und Heu fortlaufend Nährstoffe und Humus abgefahren werden; das führt zu einer Veränderung der Wiesengesellschaft in der Richtung der Hungerwiese.

Ein besonderes Interesse gilt bei der viehlos wirtschaftenden Gärtnerei der von Manfred Stauffer entwickelten Graskompostierung und den qualitativen Unterschieden des Kompostes. Junges und altes (überständiges) Gras werden getrennt kompostiert und angewendet. Es wird auch stark auf den Verrottungsgrad geachtet bei der Düngung. Junges angerottetes Gras wirkt mehr auf der direkt düngenden triebigen Seite, während altes veredetes Gras mehr auf der Dauerhumusseite wirkt, dies dient nicht der direkten Ernährung der Pflanze. Graskompost aus jungem Gras wird hauptsächlich im Obst- und Gemüsebau verwendet. Unkraut-, Gemüse- und Graskompost aus altem Gras dient



mehr der Wiesendüngung. Die Obstbäume in den Wiesen werden gesondert behandelt mit der Düngung. Hinzu kommt noch, daß die Baumscheiben regelmäßig gehackt werden, was sich zusammen mit einem jährlichen Baumschnitt positiv auf Gesundheit und Wuchsfreudigkeit auswirkt.

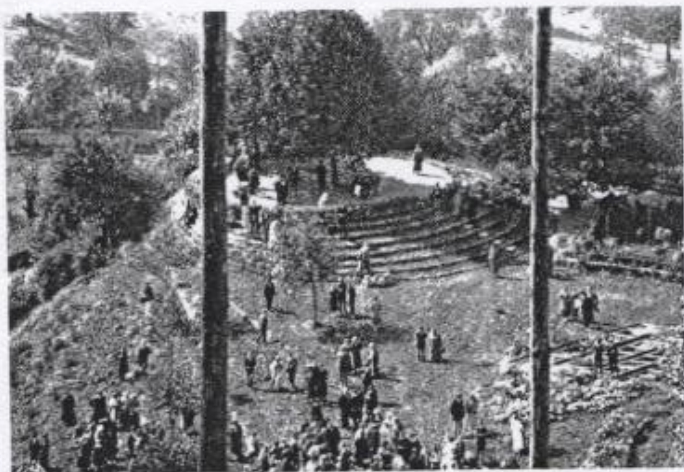
Die Landschaft ist heute allgemein so stark gestört, daß es nicht mehr genügt, die früheren Kulturstandortbedingungen wieder herzustellen. Es geht heute um eine Weiterentwicklung der Kulturlandschaft im Sinne des Landwirtschaftlichen Kurses von Rudolf Steiner, in der der Mensch mit seiner Tätigkeit in Harmonie mit den Pflanzen und Tieren eine reiche und gesunde vielgestaltete Landschaft entwickelt und in die neben mehr intensiv genutzten Wiesen auch die reichblühenden mageren Wiesen gehören. Dies bedingt, daß der Landwirt und Gärtner sehr aufmerksam die Natur auf seinem Betrieb beobachtet, um in der richtigen Weise die Pflegemaßnahmen zu ergreifen, so daß sich die erkannten neuen Entwicklungstendenzen entfalten können.

Thomas von Känel

Das Felsli auf dem Dornacher Hügel

Peter Kleeberg

Das Goetheanum-Gelände und ein Teil von Dornach liegen auf einer Bergsturzmasse, die vor langer Zeit aus dem Tafeljuramassiv herausgebrochen ist. Oft tritt dieser Tafeljura in Erscheinung als grün bewaldete, leicht ansteigende Fläche, wo Abbruchkanten hell gelblich oder durch Verwitterung weißgrau (wie zum Beispiel beim Gempfen) herausleuchten. Auch der von Osten nach Westen fallende, dann nach Süden sich abdrehende Goetheanumhügel endet mit dem charaktervollen Motiv des Kalkfelsens. Dieses Ende wird gefaßt im sogenannten Felsli. Aus sieben konzentrisch aufeinander folgenden Kalkstufen bestehend, verbirgt sich das Felsli südlich hinter dem Haus Duldeck (siehe Photo und Plan). Die sechs unteren Stufen steigen leicht an und enden in der obersten siebten Stufe, die als Plateau ausgebildet ist. Wie auf dem Foto ersichtlich waren die zwei Linden, die heute noch auf dem Plateau stehen, damals schon von stattlichem



Felsli, aufgenommen vom Gerüst des Zweiten Goetheanums, Rietmann (159), 29. September 1926.

Wuchs. An der gleichen Stelle, wo die sechs Ringstufen einmünden, treten drei Steinstrahlen hervor, die in der Wiese einen Fächer bilden und zum Goetheanum ausgerichtet sind. Die ideellen Verlängerungen der Steinstrahlen kreuzen die West-Ostachse des Baues: die erste dreißig Meter vor dem Haupteingang, die zweite direkt am Haupteingang, die dritte am Saaleingang, und deuten auf eine Verbindung von Landschaftsgestaltung und Architektur. Leider sind heute nur noch die Endstücke der Steinstrahlen vorhanden.

In welchem Jahr genau diese Anlage ausgeführt wurde und von wem konzipiert, ist nicht mit Sicherheit zu beantworten. Vermutlich aber stammt sie aus der Bauzeit des Ersten Goetheanums, denn sie wird von Schmid-Curtius, dem damaligen leitenden Architekten des Baubüros, von Hermann Ranzenberger und auch von Assja Turgenieff erwähnt.

Wem, außer Rudolf Steiner, sollte man solche originelle Geländegestaltung – die sich dazu in unmittelbarer Nähe des Hauptbaues direkt auf der Hügelkuppe befindet – zuschreiben? Nach Schmid-Curtius hat Rudolf Steiner das Felsli geradezu als Muster für die gesamte Geländegestaltung beschrieben:

Rudolf Steiner hat im Zusammenhang mit der gartenarchitektonischen Gestaltung des Baugeländes darauf hingewiesen, daß man versuchen müsse, das Gelände in ähnlicher Weise zu gestalten, wie das «Felsli» in das ganze Landschaftsbild dort einbezogen worden ist, ja daß die Grundform des Querschnittes durch das Felsli eine Form sei, die auch für andere Gebiete des Geländes sehr schön sein könnte.¹

Assja Turgenieff berichtet in ihren *Erinnerungen an Rudolf Steiner* von einem Geländemodell und vom Felsli, welches 1915 durch den Neubau des Hauses Duldeck verdeckt werden sollte:

... dem Dr. Rudolf Steiner eine so schöne Form gegeben hatte durch große Kalksteine, die treppenartig heruntergingen, deren Fortsetzung sich verbreiterte und weit in der Wiese verlief. Zusammen mit dem Flügel des Rondells am Ende der Allee gehörten sie doch auch zu den neuen Versuchen, Architektonisches mit Naturgegebenem zu verbinden ...²

Hermann Ranzenberger schreibt 1949 mehr allgemein:

Es ist recht wenig bekannt, daß Rudolf Steiner das zum Goetheanum in Dornach gehörende Gelände weitgehend gestaltet hat, sowohl hinsichtlich der Geländebildung und der Wegführung selbst als auch bezüglich der Anordnung und der Entwürfe zu Wegsteinen, Bänken und Gartentoren ...³

Auf alten Plänen, Photos und Beschreibungen ist das Goetheanum-Gelände vor 1913 als unbebaute Streuobstwiese erkennbar.⁴ Oberhalb, östlich vom jetzigen Haus Schuurman, schaute der Jurakalkfelsen (Feldherrnhügel) genauso heraus wie der Felsen im Südwesten, der später Felsli genannt wurde. Als einziges Gebäude stand auf dem Hügel das Wochenendhaus Brodbeck von Dr. Großheintz, welcher das Gelände zur Verfügung gestellt hatte. Mit der Grundsteinlegung im September 1913 und dem Baubeginn des Ersten Goetheanums wurden zuerst die Wege neu angelegt, um auch eine angemessene Begegnung mit dem Goetheanum zu ermöglichen. Gleichzeitig folgten Aufschüttungen im Bereich des Felsli als Hügelkorrekturen, um eine durchlaufende Böschungskrone Felsli-Goetheanum zu erhalten. Dabei wurde eine Technik angewendet, die erst vor kurzem Hans Dietrich Erichsen, Freiburg, und der Verfasser wiederentdeckten. Mit Hilfe der Rudolf-Steiner-Nachlaßverwaltung wurden Sondierungsgräben ausgehoben, und dabei festgestellt, daß die im Plan von 1915 eingestrichelten Linien unterirdische Kalksteinpackungen sind (siehe Plan). Östlich vom Felsli verlaufen drei Steinpackungen in Tiefen von 0,20–2,50 m und im Westen, wo die Aufschüttung nur gering war, liegt nur eine Steinpackung. Überneh-

¹ C. Schmid-Curtius, «Einige Angaben Rudolf Steiners ...», *Mitteilungen des Landwirtschaftlichen Versuchsringes*, Heft Nr. 2, August 1928.

² Assja Turgenieff: *Erinnerungen an Rudolf Steiner*, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1973.

³ Hermann Ranzenberger, «Rudolf Steiner als Geländegestalter», *Das Goetheanum*, Nr. 1 und 2, 1949.

⁴ Erich Zimmer, *Rudolf Steiner als Architekt von Wohn- und Zweckbauten*, 2. Aufl., Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1985.

Hans Dietrich Erichsen, «Bauen aus dem Geist der Naturformen ...», *Stil*, 1/1985.
⁵ Rudolf Steiner, *Die Weihnachtstagung ...*, GA 260. Rudolf Steiner Verlag Dornach, 3. Aufl. 1963.

men diese Steinpackungen nur die technische Funktion, ein Abrutschen des Lehmbodens zu verhindern, oder haben sie in ihrer bewegten Form einen gestalterischen Wert? Der Ausgestaltung des Felsplateaus mit den sieben Ringstufen und den drei in der Wiese liegenden zum Goetheanum hinzielenden Steinstrahlen folgten das Rondell mit fünf Betonbänken und einer geschwungenen Stützform und bis 1921 die zwei mal sieben kleinen und zwei mal zwei größeren Wegmale.

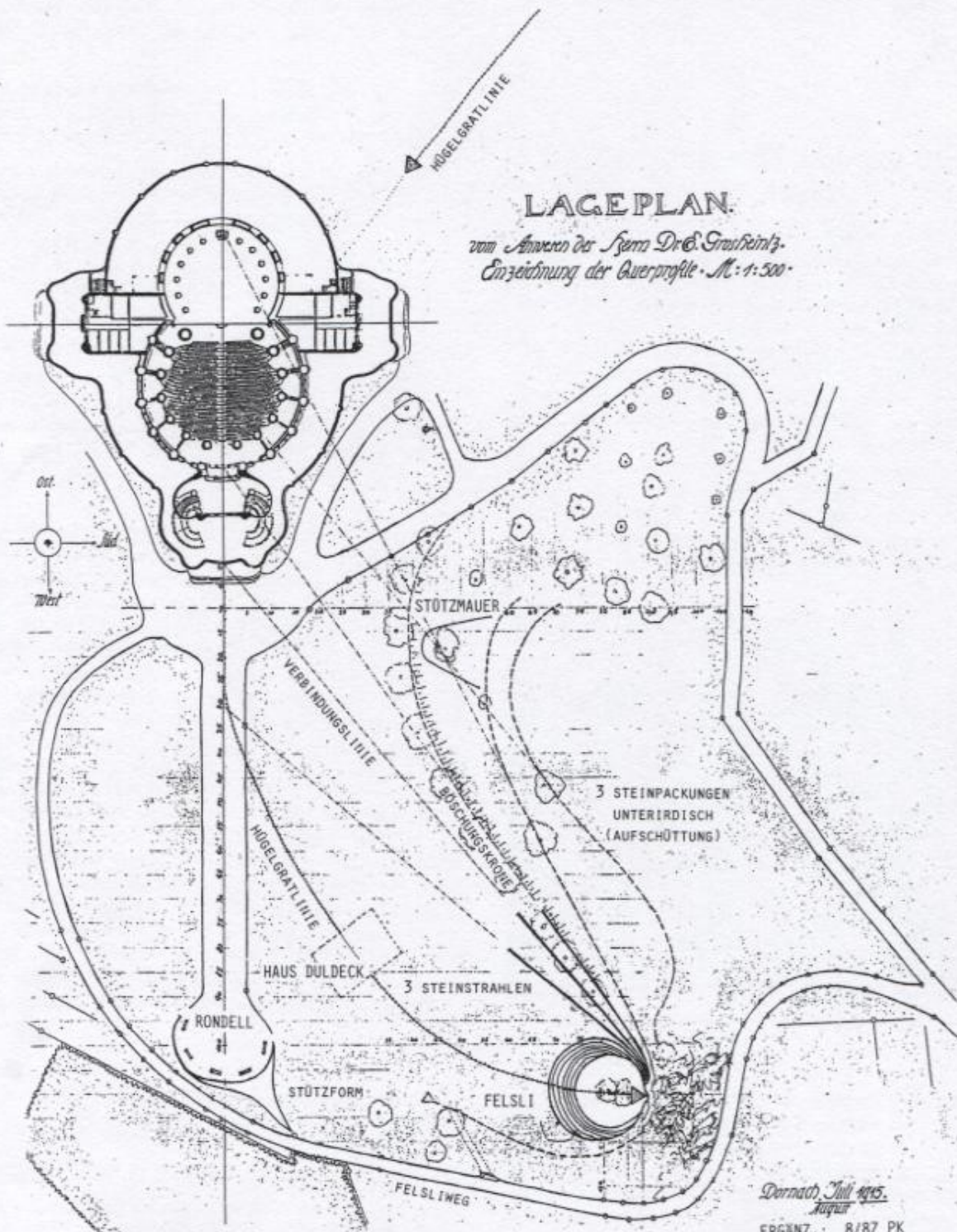
Im Gegensatz zum Rondell, das sorgfältig mit gut ausgesuchten Malmkalksteinen errichtet wurde, führten beim Felsli schlechte Fundamentierung, weiche, schnell verwitternde Steine und eine fehlende Pflege zum kontinuierlichen Zerfall. Die Frage: warum diese Unterschiedlichkeit in der Ausführung, muß offen bleiben. Desgleichen kann eine Frage werden, warum nur der Westen gestaltet wurde und der Osten nicht, auch keine Angaben dafür vorliegen. Auf jeden Fall zeigt das Gelände im Osten Ruhe

und Weite im Gegensatz zum bewegt durchformten Westen und klingt darin auch mit der Baugestalt des zweiten Goetheanumbaues zusammen, gemäß den Grundsteinworten:

Lasset vom Osten befeuern,
was durch den Westen sich gestaltet ...⁵

In München hatten sich die Fragen einer Landschaftsgestaltung nicht gestellt, sollte der Doppelkuppel-Innenraum dort doch umschlossen sein von anderen Häusern und inmitten der Stadtarchitektur stehen. Die neue Situation in Dornach dagegen verlangte eine Auseinandersetzung mit der dominant hervortretenden Natur. Die für die Architektur wichtige Frage: «Was geschieht?» erweitert sich auf das zu gestaltende Gelände, auch hierbei gilt: Was geschieht?

Das Felsli ist ein Musterbeispiel, wie der Baugedanke im ganzen Gelände lebt.



Lageplan 1915; Ergänzungen: Goetheanum, Verbindungslinien, Hügelgratlinie, Böschungskrone und Bezeichnungen durch den Verfasser, Juli 1987.

Dornach Juli 1915.
August
ERGÄNZ.: 8/87 PK



Ermitage im Landschaftsgarten

Rudolf Bind

Die weite Umgebung tritt zurück ...

Das Goetheanum hat nicht nur ein Gelände, es hat auch eine weitere interessante Umgebung; der Angereiste mag diese mit einem Wort von Georg Maier als einen großen Blumenstrauß empfinden, in dem die vielfältigen Landschaftsformen zusammenkommen. Der Goetheanumbau liegt streng in der Ost-West-Achse und hält dadurch nicht nur die Orientierung zum Sonnenlauf aufrecht, sondern betont auch die beiden entgegengesetzten Hauptrichtungen am Ort. Nach Westen ist der Horizont weit und offen, da geht es durch die Burgunder Pforte, einer geographischen Öffnung nach Westen und Süden und einer kulturgeschichtlichen Straße (keltisch und römisch) bis zum Atlantik und vor allem zum südfranzösischen Mittelmeer. Im Osten geht es nach hinten gleich in den bewaldeten Kalkberg hinein.

Drei kleine Täler dringen bei Dornach vom offenen Westen in den verborgenen Osten. Das mittlere Tälchen führt die Autostraße bis auf den Gempfen, den markanten Blickfang und Aussichtsfelsen, von wo aus man gar (bei günstiger Witterung) bis an die vereisten Alpengipfel blicken kann. Südlich daneben liegt das Tieftal, nördlich daneben liegt das Gobenmatt-Tal mit der Ermitage von Arlesheim. Beide flankierenden Tälchen haben ihren engen Eingang vorne im Westen, öffnen sich wie eine im Morgenlicht glitzernde Tauperle nach innen und schließen, ohne eigentlich einladenden Ausgang, nach Osten ab. Beide Tälchen sind zwei schöne, überschaubare, geschlossene landschaftliche Individualitäten mit deutlich gegliedertem Oben (hell) und Unten (schattig), Links (warmer, trockener Südhang) und Rechts (kühler, feuchter Nordhang). Unten geht man dem Bach und den Weihern, drei sanften Geländestufen, entlang und steht inmitten der Weiden, Erlen und Eschen in mittelalterlicher Feuchtigkeit. Oben am steilen Hang und im felsigen Absturz wird es zwischen Kiefern und Flaumeichen südfranzösisch. Das Tieftal wird von zwei kleinen Bauernhöfen (einer davon nach biologisch-dynamischer Wirtschaftsweise) kultiviert und steht zum Teil unter Na-

turschutz. Das Gobenmatt-Tal hat mit der Ermitage und dem Schloß Birseck einen Landschaftspark, der wohl Privatbesitz, aber immer für die Öffentlichkeit zugänglich ist. Ums Tieftal ist es ruhig. Die Ermitage ist berühmt und manchmal sind es Hunderte, die an einem Tag da spazierengehen.

... um ein Garten zu sein ...

Das kleine Tal kann schützendes Rückzugsgebiet für den beschaulichen Aufenthalt sein. Die größere Garten- und Parkanlage ist der bevorzugte Ort für den modernen Müßiggänger, der sich an natürliche Stimmung anlehnen möchte. Hier ist man für eine Stunde oder für einen Tag unter den anderen Königinnen und Königen, den Rentnern, den Kindern mit ihren Müttern der Zeit und dem Maschinenlärm enthoben. Man geht in der Natur, aber man ist zugleich, von den eigenen Gedanken getragen, sicher aufgehoben in Wohlwollen der menschlichen Kunst. Ein Garten ist ein Stück veredelter Natur; es ist auch gesteigerte, erhöhte Natur und ein lebendig gehaltenes Gegenwartsstück Menschheitsgeschichte. Die großen, berühmten Garten- und Parkanlagen in Europa oder Asien sind alle historisch, sie sind vor hundert, zweihundert, dreihundert, gar vor über tausend Jahren angelegt und seither (ununterbrochen) gepflegt worden. In der Garten- und Parkanlage verschränken sich Natur und Geschichte in der besonderen Weise, daß Geschichte restlos auf- und übergeht in die Naturgestalten und in die Gestaltung der Natur. In der Gartenanlage können sogar der Eigennutzen und die bloße Schönheit, die sich sonst gegenseitig die Gegenstände streitig machen, spielerisch wie Licht und Schatten auf der Wasseroberfläche zusammen plaudern. «Garten», das ist ein mächtig aufgeladener Begriff, der als einer der wenigen Ausnahmen nicht erst in seiner Reinheit, sondern bereits in der eigenen Bild gewordenen langen Vorstellungsreihe in den Himmel, nämlich den Garten von Eden, hinaufführt. Der Gang in der Gartenanlage ist für den Besucher verbunden mit einer Erhebung aus seiner alltäglichen Lebenssituation und mit einer Steigerung des Bewußtseins für die Besonderheit des Ortes.

... in dem die Liebe zur Natur über den Menschen zu sich selber kommt ...

Das Gobenmatt-Tal mit der Eremitage trägt die archäologisch gesicherten Spuren von über zehntausend Jahren Siedlungskontinuität seit der ausklingenden letzten Eiszeit. Die Höhlen in der Kalkschwelle des westlichen Taleingangs sind voller Geschichten vom Hohlefeld, Birseckhügel und Hollenberg aus der jüngeren Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit, aus der Bronze-, Eisen- bis in die spätrömische Übergangszeit. Im Jahre 708 vermachte die Herzogstochter und spätere Klostervorsteherin Odilie den Weiler «Arlesheim» dem hundert Kilometer nördlich im Elsaß gelegenen Kloster Hohenburg und Niedermünster.

Es ist dieselbe blind geborene und unter dem Taufwasser sehend gewordene «Tochter des Lichtes» Odilie (heute noch Schutzpatronin der Blinden und Schutzpatronin vom Elsaß und von Arlesheim), die vor dem heidnischen Vater in den Schutz des Eremitagetales flüchtete. Wieder ins Elsaß, zum (heute so genannten) Odilienberg zurückgekehrt, gelang ihr im achten Jahrhundert «die Umwandlung der alten Mysterienstätte in ein christliches Kloster... Von diesem Kloster ging die christliche Substanz über das ganze Abendland» (Rudolf Steiner in einem Brief an Eliza von Moltke). Im neunten Jahrhundert fand (laut einer mündlichen Mitteilung von Rudolf Steiner an Ilona Schubert) die Karfreitagsbegegnung und das bedeutsame Gespräch zwischen Parzival und dem Einsiedler Trevrizent in der Eremitage statt. Nach einem Vortragszyklus in Basel erhielten sich Marie und Rudolf Steiner in Dornach im Sommerhaus von Emil Groscheintz. «Zum Erstaunen aller blieb Dr. Steiner in Dornach, durchwanderte kreuz und quer die ganze Gegend und stieg sogar in alle Arlesheimer Höhlen» (Nelly Groscheintz-Laval). Anlässlich der Grundsteinlegung zum ersten Goetheanum verriet Rudolf Steiner in der Ansprache lediglich: «Wir stehen, durch Karma geführt, in diesem Augenblick an dem Ort, durch den durchgegangen sind wichtige spirituelle Strömungen.»

Um das Jahr 1000 herum werden in der Verlängerung der Felsen die Burgen (Birseck im Eremitageeingang, Reichenstein, Dorneck u.a.) gebaut, über deren Entstehung man nahezu nichts weiß. Das heutige Gesicht des unteren Tals ist ein Geschenk aus

der innerlicheren Geistesströmung des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, wie sie sich schließlich im spielerisch-romantischen Umgang mit der Vegetation, mit Wasser und mit Steinformen in Höhlen, angeschriebenen Grotten und in Gedenktafeln für die Idylle und die Naturphilosophie veräußerte. Im Streit zwischen dem gestutzten formstrengen französischen und dem wildwüchsigen, baumreichen englischen Landschaftspark siegte der letztere in einer Spielart des «sentimental-romantischen Naturgartens», der für die Schweiz das bedeutendste Beispiel verkörpert. Im Jahre 1785 ließ Balbina von Andlau (vom Andlauerhof in Arlesheim) zusammen mit ihrem Vetter Domherr Heinrich von Ligertz die Eremitage erschaffen.

Demjenigen, der sich von Arlesheim aus zum ersten Mal vornimmt, die Eremitage aufzusuchen, kann die heute noch mehr denn früher zutreffende Beschreibung von Johann Rudolf Wyss dem Jüngeren aus dem Jahre 1816 eine aufschlußreiche Vorbereitung sein: «Aus dem Jura hervor windet sich ein enges Tälchen, das hinterwärts einsam durch Wald und Felsen schlüpft, nach vorn aber mit ein paar freundlichen Häuschen besetzt ist, Teiche spiegelt, Matten und Obstbäume hegt, und endlich über dem schönen Flecken Arlesheim, am Fuße des alten Schlosses Birseck, sich mit weiter Öffnung ins größere Tal des Birs-Laufes mündet.

– Das schönste Lob des gepriesenen englischen Gartens, der an den Hügel von Birseck sich emporzieht, ist ohne Zweifel, daß man weder seinen Anfang noch sein Ende mit Bestimmtheit zu erkennen vermag. Er greift so vollkommen in das Ganze der Landschaft ein, er schließt sich so zwanglos an eine romantische Natur und an die Wiesen, an die Weingärten, an die Felder der Dorfbewohner, daß man ihn sucht, derweil man in seiner Mitte steht, und daß man innerhalb seiner Anlagen zu wandeln glaubt, wenn man längst nach seinen Umgebungen wieder hinausgeschritten.» Was sich hier zum Schluß wie ein bloßes Erlebnis in der Natur schildert, kann auch als ein heruntergespiegeltes Erlebnis einer weit größeren Sehnsucht aufgefaßt werden. Tritt die weite Umgebung zurück, um im Garten sein zu dürfen, wo die Liebe zur Natur über den Menschen zu sich selber kommt, dann muß von da aus auch wieder der Anschluß des selbständig gewordenen Menschen an die umfassende kosmische Umgebung möglich werden können.



Die Natur braucht die Anteilnahme und die Hilfe des Menschen

Jochen Bockemühl

Früher lebten die Menschen im Naturzusammenhang, Natur wurde nicht im modernen Sinne erkannt. Aber man war unmittelbar mit ihrer lebendigen Innenseite verbunden und konnte daraus sinnvoll mit ihr umgehen.

Als man die Natur als etwas Besonderes entdeckte, war man von ihr schon entfremdet. In der Romantik hatte man das Bedürfnis, Natur wieder in sich zu beleben, sie zu idealisieren, in der Kunst ihre Schönheit darzustellen und in der Landschaftsgestaltung sie selbst zu einem Bild ihres Wesens werden zu lassen. Naturschutz hatte da seinen Ursprung. Man bemerkte, wie schöne Landschaftsbilder allmählich dahinschwanden, Pflanzen und Tiere ihre Lebensräume verloren. Es entstand der Impuls, diese Landschaften zu schützen, zu erhalten. Einzelne Menschen setzten sich dafür ein, einen ihnen liebgewordenen Landschaftsteil zu schützen. Aber mit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis sah man jetzt die Natur von außen. Man inventarisierte, zog einen Zaun darum und versuchte so, das «Bild» festzuhalten. Je isolierter aber ein Naturschutzgebiet in seiner Umgebung steht, desto geringer ist seine Lebensmöglichkeit. Je mehr es mit seiner Umgebung so verbunden ist, daß es darin seine Lebensgrundlage findet, desto besser kann sich die Lebensgemeinschaft darin entfalten. Diese Verbindung ist heute meistens nicht gegeben. Landschaftsteile stellt man ja oftmals gerade deshalb unter Schutz, weil Lebensgemeinschaften zu zerfallen drohen und von der Umgebung nicht mehr getragen werden. So sah man doch bald ein, daß Naturschutzgebiete auch zu «pflegen» sind und man ihren Entstehungsbedingungen entsprechende Maßnahmen ergreifen muß.

So wurde aus Naturschutz Naturpflege. Aber diese Pflege war etwas ganz anderes, als die inzwischen modern gewordenen Nutzungsvorstellungen der Landwirte. In den ausgegrenzten Gebieten üben Naturschutz und Landschaftspflege die Pflegearbeiten übernehmen. Diese ändern sich aber, wenn sie nicht mehr in die traditionellen Nutzungsweisen eingebunden sind. Oft delegiert man darüber hinaus die Pflegearbeiten wiederum an Landwirte, welche einfach die «Auflagen» erfüllen. Der einfachste Fall ist noch einmaliges Mähen von Streuwiesen. Schwieriger wird es schon, wenn man früheres Abweiden durch Schafe durch Mähen oder Abbrennen ersetzen will. Man muß dann feststellen, daß sich die Gebiete doch mehr oder weniger verändern. Offenbar genügt es nicht, nur solche Maßnahmen zu ergreifen. Es genügt vielleicht auch nicht, nur das einmal Vorgefundene erhalten zu wollen. Natur ist immer in Entwicklung begriffen, und diese muß man ernst nehmen.

Als Beispiel sei ein kleines Feuchtgebiet auf dem Gelände des Goetheanums erwähnt, das aus einem Stück nasser Wiese entstanden war. Noch zur Bauzeit des Ersten Goetheanums war es Bestandteil ausgedehnter Streuobstwiesen. Zeitweise hatte man es mit Korbweiden bepflanzt und genutzt. Später überwucherte es mit Büschen und Bäumen. Seit einigen Jahren haben es nun Studenten zu einem vielfältigen Lebensraum entwickelt, in dem sich die Vegetation in ständigem Wechsel befindet: Am einen Ort ist es im Frühjahr kahl und offen. Zum Sommer hin schließt sich alles mit mannshohem Schachtelhalm, Mädesüß und Engelwurz. Am anderen Ort unter Weiden ist gerade im Frühjahr eine Bedeckung mit Grün von Bärlauch, Goldhahnenfuß und Aronstab zu sehen. Hier wird es zum Sommer hin dunkel und der Boden wird kahl, weil die Frühjahrsvegetation so schnell verrottet. Um die Schönheit, das besondere Leben des Ortes zu halten, muß jeden Winter eingegriffen, das heißt, rund ein Drittel des Holzuwuchses in differenzierter Weise entfernt werden. Je nachdem, wie das geschieht, bekommt die Entwicklung dadurch ihre Richtung. Der Mensch greift hier gestaltend ein und die Natur antwortet dementsprechend.

Leben bedeutet Entwicklung, und dieser Entwicklung zu dienen kann als eine interessante Aufgabe gesehen werden. Es geht um Förderung und Differenzierung der Lebensqualität des

Ortes und deren Ausstrahlungen in die Umgebung. So ändert sich zwar die ursprüngliche Vorstellung des Erhaltenswertes im Laufe der Zeit. Aber man nimmt die Entwicklung, und damit das Leben, ernst. Was aus einer frei ergriffenen Verantwortung für einen Lebenszusammenhang durch den Menschen geschieht, wird zu etwas Neuem, Zukünftigem, das man seinem inneren Ziel nach kennt, das sich bezüglich seiner späteren Erscheinungsform jedoch nicht durch die Vorstellung festlegen läßt. Man könnte sagen, es geht um das Wirksamwerden einer Treue zur lebendigen Idee dieses Ortes. Durch den Menschen wird die Natur über sich selbst herausgeführt. Ihr innewohnende Möglichkeiten kommen immer vielfältiger zur Anschauung.

Wo natürliches Leben noch besteht, ist es Bestandteil der menschlichen Kultur. Es wird sich nur weiterentwickeln, wo sich ihm Menschen mit liebevollem Interesse zuwenden. Natur braucht die Anteilnahme und Hilfe des Menschen. Das ist Lebensbedingung geworden. Aber der Mensch braucht auch diese bewußte Anteilnahme und das Entwickeln von freier Verantwortung im Handeln, um nicht den Sinn für die Wirklichkeit des Lebens und nicht sich als Persönlichkeit selbst an die Illusionswelt der technischen Möglichkeiten und Spiele zu verlieren. Das gehört zu den Lebensbedingungen des Menschen.

Hierfür erscheint es mir wichtig, individuelle Regelungen zu finden, durch die Menschen in die Lage versetzt werden, sich mit solch einem Entwicklungsprozeß zu verbinden, sei es als Studienstätte, sei es als eine Art von Naturgarten, der vielleicht zugleich auch irgendwie in eine einfache naturgemäße Nutzung eingebunden ist.

In der Reihe *Justiz und Recht*, Schriften der Deutschen Richterakademien, Heidelberg 1988, wird in Kürze der Abdruck eines Vortrages von Jochen Bockemühl zum Thema «Lebensbedingungen der Natur und des Menschen» erscheinen.

Resümee

Das Studium der Eigentümlichkeiten verschiedener Wiesenstandorte, wie sie vom Gärtner auf dem Goetheanum-Gelände beschrieben sind, werden seit Jahren im Rahmen des naturwissenschaftlichen Studienjahres und gerade auch im Moment im Forschungspraktikum der anthroposophischen Hochschulwochen betrieben. Der Blick wird darauf gelenkt, wie durch jede Pflanzengesellschaft und darin durch jedes einzelne Pflänzchen zum Sommer hin bildhaft offenbar wird, was an einem Orte lebt. Zugleich erscheint in diesem Bild, was an diesem Ort vom Menschen und von der Natur her in der Vergangenheit wirksam war. Gelingt es uns, diese Beziehung immer deutlicher zu begreifen?

In jedem landwirtschaftlichen Betrieb bildet sich im Verhältnis zwischen den menschlichen Interessen und den Lebensmöglichkeiten des Ortes eine «Art von Individualität» (Rudolf Steiner) heraus. Es wurde skizziert, wie das vom Landwirt auf eine heilsame Weise angestrebt werden kann, indem er sich selbst verständnisvoll in die örtlichen Lebenszusammenhänge einlebt. Was daraus entsteht, wird zum Bild dessen, was man die Idee des Ortes oder seine spezifische Sinngebung nennen kann. Es werden Spannungen und Harmonien herausgebildet, die sich ganz verschieden individualisieren. Ebenso ist auch in der Gestaltung und Pflege des Goetheanumgeländes nach der spezifischen Sinngebung zu suchen, die mit dem Leben der Hochschule zusammenhängt; diese lebt auf verschiedene Weise, oft recht unbewußt, in den Menschen, die längere oder kürzere Zeit hier weilen und hier tätig sind.

Gestaltung und Pflege können den Zusammenhang zwischen dem inneren Erleben und der äußeren Erscheinung deutlicher werden lassen, indem die Elemente der Schönheit, der Heilsamkeit und der Fruchtbarkeit in verschiedener Weise herausgearbeitet werden. Dies gibt der Aufmerksamkeit eine bestimmte Richtung. Offenbar lag das schon in den Bestrebungen Rudolf Steiners (siehe dazu auch den Artikel von Peter Kleeberg über das Felsli). Aber es gehören Menschen dazu, die das Verhältnis immer neu ergreifen, es zum Erlebnis bringen, sich gestaltend, pflegend mit dem Leben des Ortes verbinden und die schließlich das Gebotene auch aufzubrechen (siehe

den Artikel von Georg Maier über die Wege). Das ist heute nicht selbstverständlich und wird durch Denkgewohnheiten, die vieles für unvermeidlich oder für vorrangiger halten, gestört. Die Keime für künftiges Leben entstehen aber nur in uns, wenn wir in jeder Erscheinung das tätig ergreifen, was werden will, und das Absterbende nur gelten lassen, so weit es diesem Bestreben dient.

Jochen Bockemühl

Zu den Zeichnungen

S. 251: Eingangstreppe zum Glashaus.

S. 252: Blick vom Schlathof zwischen Aesch und Reinach.

S. 254: Goetheanum-Westeingang und Haus Duldeck; Blick vom aufgehenden Felsweg zur Südseite des Goetheanums.

S. 255: Blick vom Osten des Goetheanums; mit Kamin des Heizhauses (links) und den Türmen des Arlesheimer Doms (rechts).

S. 258: Blick vom Chilchholz in die Eremitage und die Birsebene (im Hintergrund).

S. 259: Eingang zur Eremitage mit Schloß Birseck.

... in einem anderen Licht

Demophoon

Im Bergwald hat mich heute Keleos, der Specht, mit kräftigem Hämmern daran erinnert, für seinen berühmten Sohn Demophoon die Feder zu ergreifen. Denn er sei von Almut Bockemühl* nur am Rande erwähnt worden. Das sei aber – so der Specht – nicht die Rolle, die ihm zukomme.

Ist es nicht merkwürdig, daß die Göttin, die der Menschheit die Brotfrucht geschenkt hat, das Kind ohne Speise und Trank aufzieht? Und doch gedieh es wie ein Gott. Auf dem Weg zur Unsterblichkeit geht es offenbar nicht um physisches Wachstum. Die drei folgenden Sätze lassen deutlich eine Steigerung in den Handlungen der Demeter erkennen: «Mit Ambrosia salbte es die Göttin.» Will sie auch seinen Leib in den Zustand der Unsterblichkeit erheben? «Mit süßem Atem hauchte sie es an.» Auch der Atem des Kindes wird verwandelt. Es ist nicht verbrauchte Luft, sondern der lebensspendende Atem der Fruchtbarkeitsgöttin, der die Pflanzenwelt durchweht. Wer seine Nase in einen Buschen Minze steckt, die bekanntlich von der Göttin als Würze ihres Gerstentrunkes geschätzt wurde, kann etwas von dem lebendigen Anhauch verspüren, der dem Demophoon zuteil wurde. Vielleicht wird mancher bei dem Wort «anhauchen» an das Wort Inspiration denken. «Jede Nacht setzte sie das Kind der Kraft des Feuers aus wie ein Holzstiel, aus dem eine Fackel gemacht wird.» Sollen wir darin wie die auf äußere Wahrnehmung beschränkte Metaneira nur eine Beeinflussung des physischen Leibes sehen oder dürfen wir über die verwandelte Atmung hinausgehen und die Göttin behutsam in dem Kind die Fackel des Geistes entzünden lassen? Diese Fackel gehört in der bildenden Kunst zu den Attributen der Demeter.

Rudolf Steiner kommt in dem genannten Vortrag zu einer ähnlichen Reihe, wo Demeter, und damit der Mensch, durch die dreifache Hekate umgewandelt wird. An der Entwicklung des Kindes ist die Verwandlung abzulesen. Es sind die ersten drei Jahrsiebente, in denen sich der physische Leib, der Ätherleib und der Astralleib entfalten. Die dritte Hekate ist die fackelschwingende. Sie entzündet «im Astralleib die Fackel der Erkenntnis». Was hier als normale Entwicklung beschrieben wird, gilt in gewissem Umfang auch für den Einweihungsweg.

Woran scheitert das Bemühen der Göttin, den Demophoon unsterblich zu machen? Äußerlich gesehen an der Neugier der Mutter. Neugier ist die Triebkraft des forschenden Verstandes. Hier will also helles Tagesbewußtsein eindringen in das Geheimnis des nächtlichen Geistesfeuers. Nach der Strenge zu schließen, mit der die Göttin reagiert, darf man diese Störung nicht als eine verzeihliche weibliche Schwäche abtun. Es handelt sich wohl eher um den Beginn des Kampfes, der nach dem Untergang des alten Hellschens zwischen dem erwachenden Intellekt und dem Mysterienweg ausgebrochen ist.

Wir halten fest: Nur die dritte Stufe des Mysterienweges ist Demeter mißlungen. Sie verläßt deshalb nicht einfach im Zorn den Palast, sondern verleiht dem Kinde unvergängliche Verehrung und fordert den Bau eines

großen Tempels zu Eleusis mit einem Altar davor, in dem später die Mysterienhandlungen stattfinden sollen. Diese könnten nach den Worten der Göttin die ihr zugefügte Kränkung wiedergutmachen.

Bevor Demeter das Haus verläßt, erscheint sie in ihrer vollen göttlichen Pracht. Wohlriechende Düfte strömen von ihr aus, «helles Licht erfüllt das Gemach, wie blendender Blitz». Metaneira stürzt ohnmächtig zu Boden. Wir stehen also vor der Tatsache: Der Intellekt konnte zwar die Mysterienhandlung zerstören, aber er selbst bricht in dem hellen Licht der Geisteswelt zusammen. Wie sollen wir aber die merkwürdige Folge verstehen, daß Demeter zwar von dem ihr errichteten Tempel Besitz nahm, aber dort keinen Kult stattfinden ließ? Im Gegenteil, sie schickt aus Trauer über den Verlust ihrer Tochter ein entsetzliches Dürrejahr über die Erde, um die Götter zur Rückgabe zu zwingen. Warum geschah das nicht vor dem Einzug in den Palast des Keleos? Und was hatte der von den Eleusiniern errichtete Tempel mit dieser schrecklichen Handlung zu tun? Hatte Demeter dem Hades, der ihre Tochter in das Totenreich entführte, dadurch entgegenzutreten wollen, daß sie einen ausgewählten Menschen seiner Macht entzog, indem sie ihn zu den Unsterblichen erhob? Nimmt man Rudolf Steiners Forschungsergebnisse zuhilfe, wonach mit dem Raub der Persephone das alte Hellschens erlosch und an seiner Stelle der Intellekt erwachte, so gewinnt der Demophoon-Mythos menschheitliche Dimension. Das Aufkommen des Intellekts ist mit Todesprozessen verbunden. Das ist heute, wo er auf dem Gipfel seiner Entwicklung angelangt ist, mit Händen zu greifen. Es scheint, daß Demeter erst das Versagen ihres Weges zur Unsterblichkeit erfahren mußte, um das mit Persephone verbundene Todeschicksal anzunehmen. Erst jetzt setzt sie sich das Ziel, die Todesmacht des Hades zu überwinden. Als Fruchtbarkeitsgöttin mußte sie den Tod in dem Dürrejahr selbst miterleben. Nach der Befreiung Persephones wurden der Abstieg in die Unterwelt und die Rückkehr zum Leben wichtiger Bestandteil der von Demeter gelehrten Kulte im Tempel zu Eleusis.

Das der Demeter heilige Getreide gewinnt später durch den Christus einen neuen, den Tod mit einbeziehenden Aspekt. Man denke an das Gleichnis vom Weizenkorn, das vielfältig Frucht bringt, indem es erstirbt, oder an die Rolle des Brotes im christlichen Kultus.

Der hier zugrundegelegte Vortrag Rudolf Steiners gipfelt in dem Hinschauen auf das Mysterium von Golgatha, das im Menschen den Wiederaufstieg von seinen intellektualistischen Kräften zu einem neuen Hellschens ermöglicht.

Vielleicht stellt sich der eine oder andere die Frage, ob durch die Rückkehr der Persephone nicht wieder der alte Zustand eingetreten sei. Rudolf Steiner hat diese Wende des Mythos in seinem Vortrag nicht behandelt. Das Neue liegt offensichtlich darin, daß Persephone für ein Drittel des Jahres in die Unterwelt zurückkehren muß. Im allgemeinen wird das mit dem Vegetationsrhythmus der Pflanzen erklärt. Wie aber stand Demeter zu den Pflanzen vor dieser Wende? Es scheint, daß ihr Auge nur auf die oberirdisch entfaltete Vegetation gerichtet war! Ihr Pflanzensymbol ist die Kornähre. Das Getreide bereitet die zukünftige Ähre bereits im Erdboden vor und hebt sie rasch wachsend im Frühjahr in die Höhe, um sie auf bald vertrocknendem Halm ausschließlich der Sonnenwärme zur Reifung zu überlassen. Dieser Vorgang ist das Gegenbild zu dem geistigen Reifungsprozeß, dem Demeter ihren Schützling im nächtlichen Feuer aussetzte. Dieser Weg, der das unterirdische Geschehen des winterlich ersterbenden Kornes außer acht läßt, ist offenbar nach dem Raub der Persephone nicht mehr gangbar. Demeter versagt. Erst, als Persephone ihre Erfahrung des Totenreiches in die eleusinischen Mysterien einbringt, gewinnen die geheimen Kulte Gültigkeit. Abstieg in die Unterwelt und Auferstehung gehören fortan zum Schulungsweg des Mysterien in Eleusis.

Durch Persephones Herrschaft in der Unterwelt ist diese selbst verändert, durchlichtet worden. Das großartige mythische Bild dafür ist der Kern des Granatapfels, mit dem sie Hades an sein Reich bindet. Der Granatapfel fügt kosmisch durchwärmtes, leuchtend rotes Fruchtfleisch an seine einzelnen für die Erde bestimmten Kerne und schließt sie in harter Schale ein. Der Granatapfelbaum entstand an der Stelle, wo das Blut des von den Titanen zerstückelten Zeussohnes Dionysos in die Erde tropfte. Das Erleben von Tod, Höllenfahrt und Auferstehung ist im Mythos vorgezeichnet und in den Eleusinien jahrtausendlang geübt worden, bis es im Mysterium von Golgatha seine Erfüllung fand.

Paul Paede

* A. Bockemühl: «Tod und Freiheit», *Goetheanum* Nr. 10, 6. März 1988.

Das Goetheanum, Wochenschrift für Anthroposophie. Die regelmäßig erscheinende Beilage «Was in der Anthroposophischen Gesellschaft vorgeht» kann von Mitgliedern der Gesellschaft bezogen werden. Kein Artikel gibt die Meinung der Anthroposophischen Gesellschaft wieder; eine solche Meinung gibt es nicht. Nachdruck und Übersetzung bedürfen der Erlaubnis des Autors. © 1988 Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft, Dornach (Schweiz). Herstellung Birkhäuser AG, CH-4153 Reinach. Redaktionsschluß ist Freitag der Vorwoche.

Abonnement pro Jahr: Schweiz Fr. 75.– (mit Beilage Fr. 85.–); Deutschland DM 85.– (mit Beilage DM 95.–); andere Länder Fr. 64.– (mit Beilage Fr. 70.–).
Studentenabonnement Fr. 42.50/DM 42.50 (bei Nachweis ganztägiger Berufsausbildung). Einzelheft Fr. 1.50, Beilage Fr. 1.– (zusammen Fr. 2.–).
Konten: Zahlung erst bei Erhalt der Rechnung. Postcheckamt Basel, Konto-Nr. 40-5819-1; Postgiroamt Stuttgart, Konto-Nr. 130 23-707 (BLZ 600 100 70).
Adresse Redaktion und Verwaltung: Das Goetheanum, Wochenschrift, Postfach 134, CH-4143 Dornach 1, Tel. 061/72 72 30, Telefax 061/72 74 68.